



Es ist ein ungewöhnlicher Anblick, der selbst erfahrene Meeresbiologen ins Staunen versetzt: Immer häufiger werden entlang der Mittelmeerküsten große, dunkle Schatten gesichtet – elegant gleitend, fast schwerelos. Es sind Mobula-Rochen, auch als „Teufel der Meere“ bekannt. Und sie sind nicht länger Einzelgänger.

Plötzlich sind sie da. In Gruppen. Nahe am Ufer. Sichtbar für Badende, Segler:innen und Drohnenkameras.

Ein Naturschauspiel – und ein wissenschaftliches Rätsel.

## Die geheimnisvolle Königin der Ozeane

Mobula-Rochen gehören zur Familie der Mobulidae, nahe Verwandte der imposanten Mantas. Ihre Flügelspannweite kann beeindruckende fünf Meter erreichen. Charakteristisch sind ihre sichelförmigen Brustflossen und die peitschenschlanke Schwanzflosse – fast wie ein eleganter Pfeil, der durchs Wasser schnellt. Besonders bemerkenswert: Die Mobula mobular, der sogenannte Mittelmeer-Teufelsrochen, ist die einzige endemische Art ihrer Gattung in diesem Binnenmeer.

Doch trotz ihrer majestätischen Erscheinung fristet diese Art ein Dasein im Schatten. Sie lebt tief im Freiwasser, taucht selten auf und ist durch die Einflüsse des Menschen stark bedroht. Der Internationale Naturschutzbund (IUCN) führt sie in der roten Liste als gefährdet – vor allem wegen Beifang in der Fischerei und dem Verlust ihrer natürlichen Lebensräume.

## Ein Phänomen mit Gänsehautpotenzial

In den letzten Monaten hat sich das Bild allerdings drastisch gewandelt. Entlang der französischen Mittelmeerküste, insbesondere in den Calanques bei Marseille, tauchen immer häufiger Mobula-Rochen in unmittelbarer Strandnähe auf. Die sozialen Netzwerke quellen über mit Videos dieser riesigen Tiere, die wie schwerelos durch das seichte Wasser schweben.

Doch was steckt hinter dieser plötzlichen Häufung?

Wissenschaftler sind sich uneins. Einige sprechen von Zufällen, andere sehen darin ein deutliches Anzeichen für ökologische Veränderungen.



## Klima, Plankton und gestörte Lebensräume

Drei Hypothesen dominieren derzeit die wissenschaftliche Diskussion:

**1. Erwärmung des Meeres:** Die sogenannten marinen Hitzewellen, also ungewöhnlich langanhaltende Temperaturanstiege im Wasser, verändern die Wanderungsrouten vieler Arten. Mobula-Rochen, die bislang kühlere Tiefen bevorzugten, könnten durch diese Veränderungen an die Oberfläche und in küstennähere Gewässer gelockt worden sein.

**2. Plankton im Überfluss:** Eine Zunahme an Nahrung – etwa durch verstärkte Algenblüten oder Änderungen im Nährstoffkreislauf – könnte die Rochen magisch anziehen. Denn sie ernähren sich ausschließlich von Plankton und Kleinfischen, die sie mit ihren Kiemen aus dem Wasser filtern.

**3. Rückzug aus zerstörten Refugien:** Wenn ihre gewohnten Lebensräume durch Überfischung, Lärm oder Umweltverschmutzung unbewohnbar werden, suchen sie nach Alternativen. Und dazu könnten plötzlich auch die Strände Südfrankreichs zählen.

## Gefahr trotz Schönheit

So faszinierend die Sichtungen auch sind – sie lenken den Blick auf eine ernste Realität: Mobula-Rochen sind verletzlich. Ihre langsame Fortpflanzung, gepaart mit den Gefahren durch Fischernetze, stellt ihre Zukunft in Frage. Schutzmaßnahmen, wie strengere Fischereiregelungen oder die Ausweisung neuer Meeresschutzgebiete, sind dringend erforderlich.

Denn je mehr sich ihre Wege mit denen des Menschen kreuzen, desto größer wird auch das Risiko für Konflikte.

## Was können wir tun?

Die Bilder der Mobula-Rochen, wie sie durch das türkisblaue Wasser gleiten, wirken fast wie eine Mahnung – poetisch, still, eindrücklich. Sie fordern uns heraus, die Rolle des Menschen im marinen Ökosystem zu hinterfragen. Was geben wir zurück? Und wie lange bleibt uns noch, um den Wandel aufzuhalten?

Denn klar ist: Wir können nur schützen, was wir kennen. Und lieben.



## „Teufel der Meere“ – Warum plötzlich so viele Mobula-Rochen im Mittelmeer auftauchen

Vielleicht ist genau das das Geschenk dieser mystischen Begegnungen – dass sie unsere Neugier wecken, unsere Verantwortung spürbar machen und uns zeigen, wie fragil das Leben unter der Wasseroberfläche ist.

Autor: Andreas M. Brucker